

Die gegenseitige Täuschung

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **132 (1853)**

PDF erstellt am: **25.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-372808>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gefällig?“ ein, Platz an dem Arbeitstisch zu nehmen.

Den beiden Fräulein war es allerdings gefällig, und so begann der gewöhnliche Unterricht, französische und deutsche Sprache, Geographie, Naturgeschichte, Naturlehre, Weltgeschichte, endlich Schönschreiben in mehrern Sprachen. Ja, die Mädchen mußten in der That viel lernen und hatten viel zu denken. Sie lernten aber auch mit besonderm Eifer und besonderm Glücke; nur mit dem Schönschreiben wollte es bei dem ebenso lebhaften als schönen Käthchen nicht so recht fort und die Buchstaben geriethen ihr immer ungleich, sowie die Zeilen krumm, weil sie die Feder nicht recht hielt. Herr Philipp verlor die Geduld nicht, sondern schickte sich an, ihr einmal wieder alle Handgriffe und Vortheile, deren sich ein Schönschreiber bedient, zu zeigen. Nicht nur Käthchen, sondern auch Emilie hatten sich längst im Stillen verwundert, daß Herr Philipp, ganz wider seine sonstige Gewohnheit, heute seinen Frack bis dicht unter das Kinn zugeknöpft hatte; jetzt beugte sich Käthchen über seine Stuhllehne, um zu sehen, wie er schreibe, stieß aber plötzlich einen lauten Schrei aus und fuhr blutroth im Gesichte zurück. „Was schreibst du?“ fragte die Mutter scharf, und noch ganz erschrocken und durch die strenge Frage der Mutter noch mehr außer Fassung gebracht, plägte Käthchen heraus: „Ach Gott! Herr Philipp hat kein Hemd an!“ „Bist du närrisch?“ fragte die Mutter wirklich böse und nicht minder verlegen als Emilie. Auch Herr Philipp war einige Sekunden höchst verlegen; dann aber faßte er sich und sprach lächelnd: „Es ist wahr, mir fehlt heute ein sehr nothwendiges Kleidungsstück, auch die Weste und mein Oberrock; aber da Käthchen es doch einmal bemerkte, so werden Sie mir nicht zürnen, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich Alles an einen armen Teufel verschenkte, der gar nichts hatte, seine Blößen zu bedecken; ich habe doch noch zu Hause einen Oberrock und Wäsche, so viel ich bedarf.“ Die Dame lächelte; der Unterricht wurde für heute abgebrochen, und nach einigen Tagen erhielt Herr Philipp von seinen schönen Schülerinnen ein ganzes Duzend der feinsten Hemden, welche sie und die Mutter selber genäht hatten. Er nahm sie an; aber die Spenderinnen, die

Fürstin von Lippe-Detmold und ihre beiden Töchter, ahnten es damals freilich nicht, daß ihr Hauslehrer der junge Herzog von Orleans, Ludwig Philipp, sei, der später den Thron von Frankreich besteigen und als Verbannter in England enden sollte.

Die gegenseitige Täuschung.

Der junge Herr August Schlemper war sehr im Pech. Weil er sich mehr im Bierhause und auf dem Billard als in der Schreibstube aufhielt, lieber in die Karten als in die Bücher guckte, Nächte durchschwärmte und den Tag hindurch wenig arbeitete, hatte ihm sein Prinzipal den Abschied gegeben. Schon einige Wochen war er ohne Anstellung, weil er keine Empfehlungen, dafür desto mehr Schulden hatte und Niemand ihn seiner Niederlichkeit wegen anstellen mochte. Eine alte Base hatte sich seiner erbarmt und ihm versprochen, unentgeltlich Kost und Logis zu geben, bis er wieder einen Platz habe. Aber der junge Herr war zu bequem, sich um einen Posten zu bewerben oder eine Arbeit aufzusuchen, die ihm täglich Brod eintrüge. Und auf dem Präsentirteller trägt man Niemanden eine Stelle oder Verdienst an. Oft mahnte die alte Base den jungen Herrn, sich umzuthun, um etwas zu erwerben, denn bei ihrer eigenen Dürftigkeit sei sie nicht im Stande, ihn umsonst zu füttern. Aber umsonst; Herr August Schlemper hatte zu wenig Ehrgefühl, um sich zu schämen, Anderer Brod zu essen. Zum Glücke plagte ihn endlich die Langeweile; weil er kein Geld hatte und ihm Niemand solches borgen wollte, konnte er keine Bier- und Kaffeehäuser mehr besuchen, keine Lustpartien mehr mitmachen. „Ach,“ gähnte er eines Tages in der Stube seiner Base, „was soll ich anfangen! Ich sterbe vor Langeweile. Arbeiten mag ich nicht; stehlen darf ich nicht; zum Betrügen bin ich zu dumm; ich habe kein Geld und keinen Kredit, um ein Geschäft zu beginnen. Rathet mir, Base, was soll ich thun?“ „Heirathen,“ plägte die Base heraus. „Was, heirathen?“ fragte August erstaunt; „wie könnt ihr mir das anrathen, Base? Bin ich doch nicht im Stande, mich selbst durchzubringen, wie könnte ich denn Frau und Kinder erhalten?“

„Nimm eine vermögliche alte Jungfer oder eine reiche, bejahrte Wittwe; dann bist du außer allem Kummer,“ erwiderte die Base, „und wenn du nicht weißt, wo anklopfen, so gehe zum kleinen Krucker, den du wohl kennst; der wird dir schon Anleitung geben.“ Herr August befolgte den Rath seiner Base und ging stracks zum kleinen Krucker, dem er sein Anliegen vorbrachte. Der kleine Krucker blinzelte mit seinen schlaun Augen, besann sich eine Weile und sagte dann zu August: „Nun, ich will's probiren und euch eine reiche Wittwe zu verschaffen suchen. Kommt in drei Tagen wieder, aber bringet einige Thaler mit, denn ich muß Handgeld haben.“ Die alte Base war so gut, dem Herrn August auf sein dringendes Bitten einige Thaler zu leihen, und am bestimmten Tage ging der junge Freier gut aufgeputzt und mit klopfendem Herzen zu dem kleinen Krucker, der sich sogleich anschickte, mit ihm auf die Brautschau zu gehen. Nachdem sie mehrere Straßen in der großen Stadt durchwandert hatten, hielt Krucker vor einem großen alten Hause still und bemerkte August, hier wohne eine heirathslustige und vermögliche Wittwe; er solle sich nur recht umthun und ein wenig den Großen spielen, so werde die Sache schon gehen. Der kleine Krucker ging voran, öffnete ein Zimmer, in welchem auf einem Kanapee eine gepuzte Dame mit hochrothem, geschminktem Gesichte, eine Kage auf dem Schooße streichelnd, saß. Nach geschener Einleitung von Seite Krucker's machte sich Herr August sehr breit mit seinen vielen und großen Geschäften, die ihn nöthigen, zu heirathen, damit doch Jemand während seiner vielen Reisen im Hause die Aufsicht führe. Die Dame that anfänglich sehr verschämt und schilderte ihre unabhängige, glückliche Lage, die sie nicht gerne an die Fesseln des Ehestandes vertausche. Krucker schilderte die Glückseligkeit des häuslichen Lebens und wie sie beide so prächtig zusammenpassen. Bei einem Glas Champagner, meinte er, könnte die Sache wohl richtig werden. Herr August klimperte in seiner Hosentasche mit den wenigen von der Base entlehnten Thalern, als ob ihrer hundert beisammen wären, warf nachlässig einen auf den Tisch und ersuchte Frau Hops (so hieß die Wittwe), durch die Magd eine Flasche guten alten Wein holen zu lassen;

der Champagner sei doch zu theuer. Frau Hops sagte, sie wolle den Thaler wechseln und der Magd nur so viel Geld mitgeben, als nöthig sei. Sie schloß nun ihren Schreibtisch auf, und wie blinzelte Herr August, als er in dem Schreibtisch einen Geldstumpfen nach dem andern aufgestellt erblickte. Frau Hops stieß einige Male mit der Hand an einige dieser Geldsäcke und es klingelte so hell und freundlich, wie von eitem, purem Golde. Der Wein kam und beim Anstoßen der Gläser rückten Frau Hops und Herr August einander immer näher. Kurzum, die Verlobung kam nach wenigen Stunden zu Stande und es wurde ausgemacht, die Hochzeit schon in 14 Tagen zu halten, um den Leuten nicht Zeit zu lassen, sich in die Sache zu mischen. Die 14 Tage waren bald vorüber; der Hochzeitstag kam. August war hocheufreut, zu einer reichen Frau gekommen zu sein und nun seine Tage in einem wahren Schlaraffenleben zubringen zu können. Auch Frau Hops war seelenvergnügt, einen jungen, rüstigen Mann zu haben. Am frühen Morgen nach der Hochzeitnacht erwachte Herr August und sein erster Gedanken war, den Schlüssel zu dem Schreibtische seiner noch in süßen Träumen liegenden Frau zu erhaschen, um die dort aufgehäuften Schätze zu bewundern und einen Sack voll Dukaten sich im Stillen anzueignen. Glücklicherweise findet er den Schlüssel in einer der Rocktaschen seiner Ehehälfte, öffnet, reißt schnell einen Sack auf, erblaßt, reißt noch einen auf, wird noch bleicher, reißt den dritten, vierten, fünften, sechsten auf, stampft wild mit den Füßen und rauft sich die Haare; denn in allen vermeintlichen Goldsäcken befanden sich statt Dukaten und Napoleons nichts als Rechenpfennige, mit welchen Frau Hops einen kleinen Handel trieb. O jerum, jerum, jerum!

Der Trunkenbold aus Liebe.

Die Frau.

Schon wieder betrunken? Mann, glaube mir,
Du wirst mich zwingen, von Dir zu gehen.

Der Mann.

Ich betrinke mich bloß aus Liebe zu Dir,
Weil ich im Rausch Dich kann doppelt sehen.